

Miscellaneen.

1) Leuchtende Kartoffeln.

Es gibt Leute, die glauben, daß sich aus Kartoffeln alles machen lasse, was der Mensch zur Nothdurft gebraucht, und das meiste von dem, was er zum Ueberfluß, also eigentlich zum Unnöthigen nöthig hat. Freylich, wenn man etwa die verschiedenen Zeuge zu Kleidern und manchen Geräthschaften, die zu dieser Metamorphosirung der Kartoffeln nöthig sind, ausnähme, so hätten diese Leute so gar unrecht eben nicht: Selbst bey Kleidungsstücken ließen sich noch hier und da Auswege finden. Daß man z. B. wo nicht Schuhe doch Holschen aus Kar-

toffeln machen könne, wird niemand bezweifeln, der weiß, daß man die elegantesten Dosen und Spiegelrahmen aus ihnen macht; ja selbst für die Verückten sehe ich schon eine Möglichkeit, seit dem ich gehört habe, daß ein Genie die kühnen Gedanken gehabt habe, Verückten aus Papier maché zu machen und aus Gyps zu gießen, die des Puders eben so wenig bedürfen als sie es vertragen. Was ich zur Bestärkung jener Leute in ihrem Glauben eigentlich hier beybringen wollte, ist, daß man nun wohl künftig auch einmahl ohne weiteres Zuthun bey Kartoffelschein im Dunkeln wird lesen und schreiben können. Meine Hoffnung ist Scherz, aber folgendes Factum ist Ernst. Am 7. Jänner dieses Jahrs (1790) ging ein Officier zu Strasburg des Abends um 11 Uhr an den Casernen vorbey und bes

merkte in einem Zimmer der gemeinen Soldaten noch Licht. Da dieses den Leuten scharf verbothen ist und also Feuer zu vermuthen war, so verfügte er sich sogleich nach dem Zimmer. Als er hinein trat, fand er die Leute im Bette sitzend und voller Vergnügen über leuchtende Körper mit denen sie auf der Decke ihr Spiel trieben. Auf Befragen, was das sey, hörte er, daß es Stücke einer rohen Kartoffel wären, die sie, als sie welche für die morgende Suppe geschälet, bey dem Anschneiden untauglich befunden und weggeworfen, nachher aber leuchten gesehen und wieder aufgenommen hätten. Der Officier ließ sich einige Scheiben geben, um sie zu untersuchen, und fand, daß sie von einer Kartoffel waren, die bereits in die Keimungs-Gährung übergegangen war. Sie leuchtete so stark, daß man bequem

dabey lesen konnte. Am Tage untersucht, fand er sie wenig mehlig, mit weißen Adern durchlaufen und mit einer Menge dem bloßen Auge kaum sichtbarer Theilchen besät, die einen fast metallischen Glanz hatten; sie hatten den frischen Champignon-Geruch, den man auch bey dem leuchtenden faulen Holze bemerkt. Am 8ten Jänner leuchteten sie noch, aber schwächer; den 9ten noch schwächer, am 10ten war alles Licht verschwunden. Merkwürdig ist doch hierbey, daß man dieses Phänomen nicht öfter bemerkt, da die Kartoffeln so häufig aus dunkeln Kellern geholt werden müssen: vielleicht ist es aber auch nöthig, daß man sie durchschneidet. Bekäme man den Prozeß, Kartoffeln leuchtend zu machen, und zwar durch bloßes Keimen lassen in seine Gewalt, so würden sie unstreitig einen neuen

Vorthail, zumahl den Armen, bey manchen Verrichtungen gewähren. Noch muß ich anmerken, daß der bekannte Hr. Balmont de Bomare ein Sendschreiben dieses Officiers über diese merkwürdige Erscheinung in der Königl. Gesellschaft zur Beförderung des Ackerbaues vorgelesen hat.

2) Lieutenant Riou.

Vielleicht erinnern sich unsere Leser noch einer Geschichte aus den Zeitungen, vom Frühjahr 1790, die vieles Aufsehen in England machte: daß nämlich ein gewisser Schiffs-Lieut. Riou, der ein Schiff the Guardian commandirte, in einer Entfernung vom Cap, wo so etwas gar nicht zu erwarten war, auf eine Eisinsel stieß, wodurch sein Schiff einen solchen Leck

bekam, daß man die Bothe aussetzte und ein Theil des Volks das Schiff verließ; daß aber Lieut. Njou es nicht verließ, und zwar nicht etwa aus Verwirrung, oder sonst zufälligen Ursachen, sondern mit kaltem Blute sich dazu entschloß, und sogar noch dem Sekretär der Admiralität mit wenigen Worten seinen Entschluß in einem Billet meldete, daß er den Flüchtenden mitgab; daß dieser Lieut. Njou aber endlich wohlbehalten am Cap mit seinem haufälligen Schiffe ankam 2c. *).

Hey Lesung dieser Geschichte fielen mir einige Gedanken des großen Franklin wieder ein, die er in einem Schreiben an Hrn. Le Roy zu Paris äußerte, und die von Commandeuren sowohl als Eigenthümern von Schiffen nie genug beherzigt

*) Man hat diese Begebenheit sogar auf das Theater gebracht.

werden können: Ich lese nun, (schrieb der philosophische Greis im August 1785, und zwar auf der See am Bord des Londonischen Packetboths) fast siebzig ganzer Jahre Zeitungen, und wenige Jahre gingen vorbei, daß ich nicht Nachrichten gelesen hätte von Schiffen, die man ohne eine Seele am Bord, und mit Wasser im Raumm herumschwimmend angetroffen hätte, oder von andern, die in gleichem Zustand ans Land geworfen worden wären. Die Besatzung hatte nämlich in diesen Fällen das Schiff verlassen, war vielleicht glücklich angekommen, vielleicht aber auch nicht. Die Nachricht, die dergleichen Leute von ihrem Unfall geben, lautet gewöhnlich so: Das Schiff hätte ein Leck bekommen, sie hätten lange gepumpt, da aber das Wasser immer mehr gewonnen, so haben sie sich in das Both geworfen u. s. w. Daß

dieses sehr oft viel zu voreilig geschehe, ist Hrn. Franklin sehr wahrscheinlich, und er gibt folgendes als Ursachen an, die den Muth der Leute ohne Noth zu sehr niederschlagen. Das Schiff ist nach unten zu viel enger als oben, also ein Leck, der von Anfang schnell zu füllen scheint, wird nachlassen, wenn das Wasser höher kömmt; ferner wenn der Leck unten ist, so fällt sich auch deswegen das Schiff schneller, weil die äußern Wasser Säulen durch ihre Höhe stärker drücken, allein so wie sich das Schiff füllt, und die innern Wasser Säulen sich der Gleichheit mit den äußern nähern, so verlieren die äußern ihre Gewalt, das Wasser in das Schiff zu treiben, immer mehr. — Allein, so wie das Wasser im Schiffe steigt, so erreicht es nach und nach eine Menge leichter Körper, z. B. leere Kisten und

hauptsächlich leere Wasserfässer, die, wenn sie befestigt sind, daß sie nicht frey schwimmen können, nun das Schiff sehr mächtig zu unterstützen anfangen. Auch besteht die Ladung der Schiffe selbst oft aus einer Menge von Dingen, die specifisch leichter sind als das Wasser, die, so lange sie über Wasser sind, das Schiff belästigen, so bald sie aber in das Wasser zu liegen kommen, das Schiff heben helfen, Salz und Zucker, die specifisch schwerer sind als Wasser, schmelzen, fließen fort und erleichtern das Schiff &c. Alle diese Umstände wird niemand unbedeutend finden, der bedenkt, daß es von dem Gewicht einer Unze abhängen kann, ob ein Schiff flott bleiben oder sinken soll. Franklin ist überzeugt, daß manches Kriegsschiff, wo wegen der Größe der Consumption die Zahl der leeren Wasserfässer sehr beträch-

lich seyn muß, in der Schlacht noch vom Sinken hätte gerettet werden können, wenn man es zur beständigen Regel gemacht hätte, die ausgetrunkenen Fässer jedesmahl fest zuzuschlagen, und an solche Orte in Verwahrung zu bringen, wo sie nicht frey schwimmen können. Er billigt daher das Verfahren der Schinesen sehr, die den Schiffsraum in eine Menge kleiner Cammern abtheilen, die alle wasserdicht verschlossen werden können, so daß, wenn ein Leck springt, immer nur eine dabou gefüllt wird, wodurch das Schiff, wenn sie sich auch bis zur Wasserlinie füllte, nicht zum Sinken gebracht werden kann. Wir haben, sagt er, diesen Gebrauch nicht nachgeahmt, vielleicht weil man an Packraum verliert; allein dieses meint er, ließe sich wieder durch die geringere Asscuranz und ein höheres Geld, das der Passagier bez

zahlte, der sich gewiß bey großen Reisen, lieber einem solchen Schiff anvertrauen würde, als einem andern, wieder gewinnen. Unsere Seelente, fährt er fort, sind aber ein unerschrockenes Volk, das dergleichen Vorschläge bloß aus der Furcht verwirft, man möchte sie für Memmen halten, es kennt keine andre Furcht, als die, für furchtsam gehalten zu werden.

3) Wie weit manche Vögel zählen können.

Ich hatte eine Nachtigall, der ich des Tages zweymahl, jedesmahl drey von den Larven des Mehlwurms zu essen gab. Dabey hielten wir es so: Ich öffnete die Thüre, die an der schmalen Seite ihres länglich viereckigen Cabinetts war, da sie

denn, die meine Absicht kannte, sogleich auf die Stange zunächst der Thüre sprang, mich mit ihren großen Augen ansah und die Speise erwartete. Sobald sie einen Wurm empfangen hatte, häpste sie mit demselben auf die entfernteste Stange, gar nicht aus Furcht, denn sie ließ mich sonst oft Minuten lang bey offenem Thürhaken ihr ganz nahe in die Augen sehen, sondern vermuthlich weil es bey Nachtigallen so der Gebrauch ist. Dort wendete sie ihn einige Mahl im Schnabel herum und verschlang ihn alsdann ganz und auf einmahl. Hierauf sprang sie wieder an die Thüre um den zweyten zu empfangen, mit dem sie es eben so machte, und eben so empfing sie auch den dritten, allein nie kam sie wieder hervor nachdem sie diesen empfangen hatte, ob ich gleich immer in der Stellung stehen blieb, und sie

unmöglich bemerken konnte, daß keine Würmer mehr da waren. Um genau zu wissen, ob dieses wirklich Anlage zur Rechenkunst in dem Vogel war, oder bloß Sättigung, so wurde ihr, wiewohl selten, ein vierter Wurm angeboten, da sie denn sogleich mit Begierde hervorsprang. Meine Nachtigall konnte also bis auf drey zählen. Gern hätte ich versucht sie bis zur Zahl vier zu bringen, allein das wäre dem guten Thier schädlich gewesen, und ich wußte damahls schon aus eigener Erfahrung daß es im Ganzen ein sehr schnöder Gewinn im Leben ist, den Kopf auf Kosten des Magens zu bereichern. Nachher hörte ich, daß man bey einer Eule etwas ähnliches bemerkt hatte. Drey Freunde pflegten des Abends öfters nach einer Felsenhöhle spazieren zu gehen, in welcher eine Eule genistet hatte,

Wenn diese den Besuch kommen hörte, pflegte sie heraus zu fliegen und sich nicht weit von dem Eingange hin zu setzen, und sogleich wieder hinein zu fliegen, wenn diese alle drey wieder heraus waren, allein nie flog sie hinein, so lange sie nur zwey außen bemerkte. Dieses sieht auch aus wie zählen, jedoch da 3 Menschen ein anderer Hause sind als 2, und das Ganze anders aussieht, so ist die Sache leichter als bey der Nachtigall, in dessen will ich auch nicht entscheiden durch was für eine Art von Anschauung die Nachtigall zu jenem Begriff gelangt seyn möge. Also vom Vogel der Liebe (wenigstens verdiente die Nachtigall es zu seyn, so gut als die Taube oder der — Sperzling), und dem Vogel der Weisheit wissen wir, daß sie wenigstens auf 3 zählen können, vom Vogel der Juno, also der

Macht, dem Pfau, habe ich nie so etwas gehört, er ist auch viel zu stolz und zu schön gepuht, als daß sich von Seiten des Geistes viel von ihm erwarten ließe.

4) Von einer in dieser Rassezeit seltenen weiblichen Erscheinung.

Unter den vielen Ähnlichkeiten, die das reine Wasser mit der Tugend hat, ist gewiß die keine von den geringsten, daß es viel gelobt und wenig geachtet wird. So wie diese wird es in seiner reinsten Form, wie es vom Himmel strömt, am wenigsten geschätzt; man verlangt bey beyden immer etwas von Beymischung dessen, was bey der einen keine eigentliche Tugend und bey dem andern kein eigentliches Wasser mehr ist. Man leitet es daher, um es trinkbar zu machen, in

unzählige Töpfe, Kessel und Schalen, um sich in denselben mit fremden Stoffen zu verbinden, oder läßt es von der Sonne durch die Fibern von tausend Wurzeln, Hölzern und Stängeln treiben, da man es dann mannigfaltig gewürzt, entweder aus Früchten saugt oder zu Wein geadekt mit Wohlbehagen trinkt. In im letzten Fall zählt man sogar die Jahre seiner Erhebung über das verächtliche Regenwasser wie Ahnen, und schätzt den, so wie in den weisesten Staaten die Menschen, am meisten, der ihrer die meisten zählt. Es darf da nichts wässeriges in der Composition seyn; Rhein- und Moselweine werden immer desto mehr gesucht, je weniger von dem Rhein und der Mosel selbst unmittlbar hinein gelaufen ist. Da nun wegen der fast allgemeinen Gleichgültigkeit der Menschen gegen die Tugend, immer

diejenigen die eine besondere Parteylichkeit gegen dieselbe geäußert haben von den Geschichtschreibern, wenn nämlich Platz dazu war, einiges Andenkens gewürdigt worden sind, so können wir aus einem ähnlichen Grunde einer exemplarischen Wassertrinkerin in unsern kleinen Annalen unmöglich eine Stelle versagen. Hier ist Raum genug, und wir zeichnen uns dadurch gar sehr von den eben erwähnten Geschichtschreibern aus, bey denen, mut. mut. die Wassertrinker, vor der Menge von Weinsäufern, Kaffeschwestern und Schnappsbrüdern gar nicht zukommen können.

Katharina Bonsergent wurde wegen ihres außerordentlichen Durstes schon in ihrer frühesten Kindheit merkwürdig, und zog die Aufmerksamkeit sorgfältiger Beobachter auf sich. Bis in ihr

drittes Jahr hatten sie ihre Aeltern andern Leuten übergeben, am Ende desselben nahmen sie sie aber zu sich ins Haus. Hier bemerkten sie bald, daß eine ungewöhnliche Menge Wasser im Hause aufging, und fanden endlich, daß ihre kleine Tochter täglich ungefähr zwey Eimer voll zu sich nahm. Im Anfange glaubten sie, sie sey bloß verwdhnt. Sie suchten sie daher durch Liebkosungen und endlich durch Drohungen vom Trinken abzuhalten. Man versagte ihr das Wasser, verkleinerte die Portionen, aber alles war umsonst. Sie sahen mit Erstaunen, wie listig sie sich heimlich Wasser zu verschaffen wußte. Im Sommer trank sie das erste das beste, was ihr vorkam, und im Winter nahm sie ihre Zuflucht zu Eis und Schnee. Besonders trug sie Sorge, sich jedes Mahl für die Nacht einen reichlichen

Vorrath zu ersparen. Als ihr aber endlich doch ihr seltsamer Hang üble Begegnung von ihren Aeltern zuzog, entlief sie und kam nach Paris, wo sie sich als Magd vermietete, und eine bessere Aufnahme fand. Ihrer übrigen guten Aufzucht wegen übersah man ihr diese kleine Schwelgerey; denn man muß sich erinnern, daß in Paris das Wasser Geld kostet, nämlich eine Tracht, zu zwey Eimern gerechnet, sechs Sols. Bald darauf in ihrem zwey und zwanzigsten Jahre verheirathete sie sich an einen Schuhsticker Namens Fery. Diesem verschwieg sie ihre sonderbare Capacität bis nach der Hochzeit, da denn der arme Teufel öfters die Folgen davon sehr bitter empfand. Er verdiente nicht selten des Tages kaum so viel, als nöthig war, den Durst seiner lieben Ehehälft zu still-

len (vom Wasser abstrahirt), gerade so wie bey uns. Indessen müssen sie sich doch gut vertragen haben, denn mit diesem Manne hat sie eils Kinder gehabt. Merkwürdig ist, daß sie, während ihrer Wochen, da man denken sollte, daß sie sielleicht Verlangen nach stärkenden Getränken haben würde, das Wasser allen andern vorzieht. Ja ihr Durst darnach ist alsdann weit stärker, und sie trinkt gewöhnlich vier Quartier ohne abzusetzen. In dem kalten Winter 1788, da sie mit dem zehnten Kinde schwanger war, trank sie täglich vier gestrichene Eimer voll. Dieses viel dem Hrn. Fery sehr schwer, er nahm daher seine Zuflucht zum Schnee, den er von den Dächern krazte. Daß man doch die Kaffehbohnen bey uns nicht auch von den Dächern krazen kann! Sie trinkt übrigens nichts als Wasser, keinen

Kaffeh!! Keinen Brantwein und keinen Wein. Ein einziges Glas des letztern ist im Stande ihr Ohnmachten zuzuziehen. Sie spuckt nie aus, ist nicht wassersüchtig, liebt gesalzene Sachen nicht, auch trinkt sie im Sommer nicht mehr als im Winter. So bald sie sich übel befindet, läßt der Durst nach. Sie ist von mittlerer Statur, von feiner zarter Haut, etwas sommersleckig und von röthlicher Gesichtsfarbe, übrigens eher fett als mager, doch sind ihre Arme verhältnißmäßig etwas magerer als der übrige Körper. Die Unterlippe ist etwas dick, springt öfters auf und schmerzt alsdann. Von den eilf Kindern hat sie indessen nur zwey aufgebracht, wovon das älteste mit einem Aus Schlag behaftet ist. Von den Ursachen, die eine so seltsame Disposition hätten bewirken können, hat sich nichts gesun-

den, als daß die Großmutter, bey welcher sie sich vor ihrem dritten Jahre aufhielt, den Wein liebte, und dem kleinen Kinde öfters welchen gegeben haben soll. — Der Raum des Taschenbuchs verstattet nicht, die Beweise von der Wahrheit dieser Geschichte beyzubringen. Sie ist aber außer allen Zweifel. Wer sich davon selbst überzeugen will, kann die umständliche Erzählung in den Medical Facts des Dr. Simmons Nro 68. nachsehen.

5) Hupazoli und Cornaro, oder: Thue es ihnen nach wer kann.

Ich glaube kaum, daß Hupazoli, wenn man alles zusammen nimmt, je seines gleichen gehabt hat, wenigstens in der Zeit des neuen Testaments nicht. Er ward den 15ten März 1587 zu Casale

geboren, und starb den 27sten Jänner 1702 in seinem 115ten Jahr. Er lebte also in drey Jahrhunderten, ein Glück, das selbst der 169 jährige Henry Jenkins, wiewohl nur um zwey Jahre verfehlte: er wurde nämlich 1501 geboren und starb 1670 *). Er heirathete fünf Frauen, mit denen er vier und zwanzig Kinder zeugte, und außerdem zählte er noch fünf und zwanzig Bastarde. Er trank nie etwas anderes als Wasser, rauchte keinen Tabak, aß wenig aber gut, besonders Wildpret und Früchte, und weil er glaubte, daß ihn diese hinlänglich mit Feuchtigkeit versähen, so trank er öfters ganze Monathe hindurch nichts als den Saft der

*) Der berühmte Thomas Parre war hierin bey seinem geringeren Alter glücklicher: er wurde 1583 geboren, und starb 1735, wurde also 152 Jahr alt, und lebte in drey Jahrhunderten.

Sforzonerwurzel *). Er wohnte nie einem Schmause bey, um allzeit früh zu Abend essen und eine halbe Stunde nachher zu Bette gehen zu können. Er ließ nie zur Uder und brauchte keine Arzeneey als seine Diät (dieses Wort klingt neben den neun und vierzig Kindern ein wenig sonderbar, indessen ist auch nur die Rede von Seiner Diät). Im 100sten Jahre wurden seine grauen Haare wieder schwarz; im 109ten verlor er die Zähne, und im 111ten bekam er wieder zwey neue. Er hinterließ zwey und zwanzig Bände, worin alles aufgeschrieben war, was er in seinem Leben verrichtet hatte. Ich entz

*) Dieses ist nicht sehr präcis gesprochen: Er trank nie etwas anders als Wasser — und weil er Feuchtigkeit genug hatte, so trank er ic. Vermuthlich gebrauchte er den Sforzoner saft nicht als regelmässiges Getränk, sondern nur zuweilen in kleinen Dosen, oder man mag diesen Trank mit zu dem Saft aus Früchten rechnen.

Ichne diese Geschichte, deren Wahrheit ich weiter nicht verbürgen kann, aus dem Hannoverschen Magazin (1787. St. 38.), in welches sie aus dem Berliner Intelligenzblatt gekommen ist. Man wird da noch mehrere Umstände aufgezeichnet finden. — Ob dieser Mann noch etwas außer Seiner Diät in der Welt getrieben hat, weiß ich nicht. Weiter nachzusehen verstatet mir jetzt die Zeit nicht. Im Bucher, den ich bey der Hand habe, habe ich ihn vergeblich gesucht, und freylich, wenn er weiter nichts geschrieben hat, als seine zwey und zwanzig Bände, so geben ihm diese so wenig ein Recht auf eine Stelle in jenem Werk, als seine fünf und zwanzig Bastarde. Obwohl diese Bände irgendwo vorhanden seyn mögen? Ein merkwürdiges Manuscript wäre es allemahl, und ich möchte wohl lieber ein-

mahl einen Blick in dasselbe thun, als in irgend ein gedrucktes Opus von so vielen Bänden das ich kenne. Strenge und ununterbrochene Mäßigkeit in Essen und Trinken, die nach dem gewöhnlichen Maßstabe geschätzt, fast an Mangelleiden gränzt, durch dauerhafte Gesundheit und ein hohes und kraftvolles Alter belohnt zu sehen, hat etwas sehr angenehmes und zu Nachahmung reizendes, und das Lesen solcher Geschichten ist daher sehr am Geburts- oder Neujahrstage zu empfehlen. Freylich taugt dazu Hupazoli's Geschichte weniger, als die des bekannteren Cornaro, weil bey ersterem die offenbare Parteylichkeit der Natur bey der Aussteuer seines Körpers eher niederschlagend als aufmunternd ist. Die Geschichte des Letzteren hingegen wird man nicht ohne lebhaftes Vergnügen in einem vortreff-

lichen Auffsatz des Herrn Hofmed. Hufe-
land in Weimar (deutsch. Mercur 1792.
St. 3. S. 256) über die Verlängerung des
Lebens lesen. Man sieht da deutlicher,
welches Ursache und welches Wirkung ist.
Er führte bis in sein vierzigstes Jahr ein
sehr schwelgerisches Leben, und zog sich
dadurch eine fürchterliche Krankheit zu.
Die Aerzte gaben ihn nicht bloß auf, son-
dern bestimmten ihm so zu sagen schon
die Stunde seines unvermeidlichen Todes.
Indessen er genas, (vielleicht weil ihn die
Aerzte verlassen hatten), und unterwarf
sich nun einer Diät und hielt sie mit einer
Präcision, die freylich von ungewöhnlicher
Seelenstärke und Macht über sich selbst
zeugt. Wo ich nicht irre, so waren es
nicht viele Unzen, was er täglich aß,
und so brachte er sein Leben über hundert
Jahre hinaus. O! wenn man doch alle

die Gewichte und Gegengewichte kannte, wodurch der große Mann einen so schweren Entschluß auf einer so feinen und zerbrechlichen Spitze über ein halbes Jahrhundert durch so weg balancirte, ohne auch nur zu wanken, als hätte alles auf der gleichen Erde gestanden! Liebe zum Leben oder zu körperlichem Wohlbehagen war es schwerlich allein. Vielleicht Gesellen an der Sache selbst, Ehrgeiz, hohe überspannte Begriffe von der Würde des Menschen, religiöse Wüßung oder sonst etwas, das man nicht erfahren hat. Der Himmel führt seine Heiligen wunderbar. — Ich bin überzeugt, daß die Hälfte des menschlichen Geschlechts, wenigstens des zahmen Theils desselben, den man den gesitteten nennt, über die Hälfte zu viel ist, denn was man, zumahl unter den höhern Classen, Hunger nennt, ist mei-

stens mehr ein Appetit nach Hunger, als der eigentliche Bedürfnißhunger selbst. Was müßte nicht ein allgemeines Essen à la Cornaro bewirken, in den Körpern und in den — Finanzen! Ich sagte so eben, daß man bey Cornaro's Geschichte deutlicher sähe, was Ursache und was Wirkung hierin sey. Ich glaube nämlich, daß in mancher von dergleichen Geschichtserzählungen beyde verwechselt worden sind. Ich habe mehr alte Leute gekannt, die einen großen Theil ihrer Zeit damit hinbrachten, das Logbuch bey ihrer uninteressanten Reise über das leidige Mare mortuum des Lebens mit großer Pünctlichkeit zu führen, so wie Hupazoli. Sie waren überhaupt pünctlich. Die sogenannten Leute nach der Uhr werden gewöhnlich alt. Das Handeln nach der Uhr aber setzt innere uhrmäßige Ans

lage voraus, woyen ersteres nur die
Fortsetzung und Sichtbarmachung ist. Al-
les, was man treibt vt apes Geometriam,
fährt gewiß zum Zweck der Natur. Um-
gekehrt köunte Zwang, auch wenn ihn die
Wernunft gut hieße, zuweilen wenigstens
eben so wirken, wie Mangel an Diät, und
es auch in manchen Fällen wirklich seyn.
Nun — so eben bemerke ich erst, daß ich
bey der besten Absicht Mäßigkeit und ein
Leben à la Cornaro zu empfehlen, un-
vermerkt Gefahr laufe, der Vertheidiger
des Gegentheils zu scheinen. Einen
kräftigeren Wink für einen Schriftsteller,
abzubrechen, gibt es wohl in der Welt
nicht. Also kein Wort weiter.

6) Vom Würfel.

Der geometrische Würfel ist derjenige reguläre Körper, der von sechs Quadraten begrenzt wird. Weitere Bestimmungen seiner Eigenschaften sind für unsere gegenwärtige Betrachtung unnütz. Was die Betrachtung desselben hierher bringt, ist die wirklich besondere Unbestimmtheit, womit man sich im gemeinen Leben ausdrückt, wenn man von ihm spricht, und die vielleicht den Psychologen wichtig werden kann. Nichts ist gemeiner als den Würfel viereckt zu nennen. Ein junger Engländer, den ich unterrichtete, nannte ihn zum Ersten Mal a solid square, ein solides Quadrat, und ein berühmter deutscher Schriftsteller von sonst großen Verdiensten in der Naturgeschichte, spricht sehr deutlich von den

vier Seiten eines Würfels, und meint unstreitig damit alle. Auch wurde in den Relationen von dem Schwedischen Königsmord in vielen Blättern von viereckigen Kugeln gesprochen, das ist nun freylich arg. Was diese ganze Würfelgeschichte dem Philosophen aber noch besonders merkwürdig machen muß, ist der Umstand, daß unter allen regulären Körpern, der Würfel gerade der einzige ist, der in allen Läden mit numerirten Seiten verkauft wird. Die Seiten desselben werden Eins, zwey, drey bis sechs allen Menschen vorgezählt, man würfelt, gewinnt und verliert damit, und wenn man davon, als einem Körper, überhaupt spricht, so ist das viereckige und vierseitige immer wieder da. Am ganzen Würfel ist schlechterdings nichts, was etwas von vieren an sich hätte,

als die Seite des Quadrats, deren sechs er zu Gränzen hat. Der Würfel hat sechs Seiten, jede ein Quadrat; er hat acht Ecken, solide Winkel, deren jeder von drey rechten ebenen Winkeln, und zwölf Eckseiten, deren jede durch den Durchschnitt zweyer auf einander senkrecht stehenden Ebenen formirt wird, und endlich die vier und zwanzig ebenen rechten Winkel seiner sechs Seitenflächen. Also hier haben wir deutlich, sechs, acht, zwölf, und vier und zwanzig, was den ganzen Körper angeht, aber etwas, das nur vier Mahl vorkäme, bloß bey einzelnen Seitenflächen. Also den Würfel viereckt nennen, heiße ich doch wirklich ein sehr solides Wesen, ja den Maßstab der Solidität selbst, sehr superficiell und sehr einseitig im strengsten Verstande des Wortes betrach-

ten. Man hat ihn, wo ich nicht irre, bisher als Emblem der Dauer und Beständigkeit gebraucht, weil er schwer zu wälzen ist, und eher rutscht als überschlägt. Es ist die Frage, ob man ihn nicht, wo nicht als Sinnbild, doch als eclatantes Beyspiel der Einseitigkeit und Superficialität anführen könnte, wenn man ihre Folgen in wissenschaftlichen Dingen beleuchten will. Doch jede Wissenschaft hat ihre eigenen soliden Quadrate und viereckte Würfel, die sich bequemer dazu gebrauchen lassen. Vielleicht haben an dieser sehr gemeinen falschen Vorstellungsart, oder eigentlich an dem falschen Ausdruck unsere Wohnzimmer Schuld. Man sagt, zwischen seinen vier Wänden sitzen, und nennt überhaupt ein Zimmer viereckt, wenn es vier Wände hat. Allein da ist auch der Ausdruck ganz

richtig, weil das Wort Wand weder von dem Fußboden, noch von der Decke eigentlich gebraucht werden kann.

7) Von Makulatur = Bleichen.

Ich habe schon oft den Versuch gehägt, daß man doch Maculatur = Bleichen haben möchte, um das Papier noch einmahl wieder bedrucken zu können, wenn die Dessseins darauf aus der Mode kommen, oder eigentlich gar nicht recht Mode werden wollen! Ich sehe gar nicht ein, warum man gleich jeden Wisch eines Ansfängers mit eben der permanenten Farbe druckt, mit welcher die Werke der Meisterhand gedruckt werden. Denn so gering auch immer die Dauer des Wisches seyn mag, so dauert er doch immer so lange als das Papier worauf er gedruckt ist, und das ist viel zu lange. Nun aber

erfordert unser Durst nach Wissenschaft von der einen Seite immer mehr Papier, und von der andern unser Freyheitsstun immer mehr Lumpen zu Bandagen und Charpie. Wo will das am Ende hinaus? Da wäre nun mein unmaßgeblicher Vorschlag Druckerfarbe von verschiedener Dauer zu erfinden, wenigstens noch eine außer der jetzigen. Diese müßte so beschaffen seyn, daß man sie in einer einzigen Nacht wieder wegbleichen könnte. Geschähe dieses durch einen wohlfeilen Zusatz zum Wasser, so riskirte man nicht, bey dem gewöhnlichen Gebrauch in der Haushaltung etwas von dem Buche durch Wasser zu verlieren. Wäre nun der Werth des Buches entschieden, so druckte man die folgenden Auflagen, oder wäre es der Werth des Mannes, gleich die erste auf die jetzige Weise. Was das für eine

Freude für einen jungen Schriftsteller seyn müßte, wenn er nun zum ersten Mal mit stehenbleibenden Buchstaben gedruckt würde! Es wäre eine Art von literarischer Majestät. Freylich müßte, wenn die Sache Eingang finden sollte, kein Spötter darüber kommen und gewisse Schriftsteller alsdann etwa Gens de Couleur nennen, oder gar anfangen von Mulatten zu sprechen, das würde den ganzen Handel verderben. Allein ganz im Ernst: ich sehe nicht ein, warum man unserm Druck eine so ungeheure Festigkeit gibt, daß man ihn fast durch keine Kunst wegbringen kann. Etwas weniger Festigkeit würde der Hauptabsicht gar nicht schaden, und in mancher Rücksicht z. B. auch bey der Verarbeitung gedruckter Bücher zu Papiermasse von beträchtlichem Nutzen seyn.

8) Urnen und Aschenkrüge von einer neuen Art.

Wenn man von dem Scheitel seiner Silhouette durch die Mitte des Halses eine gerade Linie zieht, wodurch also der Schatten des Kopfes in zwey Theile getheilt wird, und nunmehr diejenige Hälfte, die das Gesicht enthält, sich um diese Linie drehen läßt, bis sie wieder in die erste Lage kommt, so beschreibt jeder Punct des Umrisses einen Kreis, auf dessen Ebene jene Linie (die Achse) senkrecht steht, und das Silhouetten-Stück selbst wird einen Körper beschreiben, der in den meisten Fällen, zumahl wenn die Lage der Achse gut gewählt wird, einer gewöhnlichen Urne nicht unähnlich ist. Zuweilen entstehen so gar herrliche hetrusische Formen, und gemeiniglich geben

die schönsten Frauenzimmerköpfe die schönsten Urnen. Fallen sie etwas breit und nicht schlank genug aus, so darf man nur die Achse der Umdrehung etwas mehr nach vorn zu nehmen; der Anfang der erhabenen Brust gibt immer ein gutes Fußgestell. Die Lage der Achse auch gegen den Anfang der Frisur und die Form dieses Anfangs selbst tragen oft etwas zur Verschönerung bey. Wer versuchen will, was für eine Urne sein Schattenriß gibt, kann sich davon vorläufig auf folgende Weise leicht überzeugen. Man falzt ein Blättchen Papier zusammen, öffnet es wieder und zeichnet das Vordertheil der Silhouette mit Bleystift so hinein, daß der Bruch des Papiers die Achse der Umdrehung vorstellt, alsdann fährt man den Zügen schnell mit Tinte nach, und falzt während die Tinte noch naß ist, die an-

dere Hälfte des Blättchens wieder darauf, so druckt sich die Zeichnung auch darauf ab, und beyde Gesichter stellen nun einen Janus-Kopf vor, der zugleich den Umriß der Urne darstellt, wonach denn die Urne selbst leicht verfertigt werden kann. Vermuthlich werden unsere Leser schon solche Stockkndpfschen, oder andere Kndpfschen, die hier und da zu Handhaben kleiner Deckel dienen könnten, gesehen haben, deren Profile Silhouetten vorstellen. Ich habe unter andern ein solches Kndpfschen gesehen, das die Silhouette Ludwig des XVI. vorstellte, das sehr gut gearbeitet war. Ich glaube aber, es ist eben nicht gerade das schmeichelhafteste Denkmahl, das man geliebten Personen in seiner Haushaltung stiftet, wenn man ihre Köpfe zu Stockkndpfen oder zu Handhaben an Deckeln von Rauchtaback's-

dosen gebraucht. Ich denke, wenn man ja solche, leicht zu verfertigende und dabey in eine nicht unangenehme Mystik gehüllte Denkmähler nun doch einmahl haben will, so wähle man lieber dazu die Urne. Ich bin überzeugt, daß manche solche Urnen selbst geschmackvolle Grabmähler nicht verunzieren würden, und ein geringer Verstoß gegen die Schönheit, würde ja wohl durch die Erinnerung zugedeckt, daß das Gefäß zugleich den Profil des Verstorbenen enthalte. Daß aber schöne und zumahl jugendliche Gesichter gehörig behandelt, auch schöne, geschmackvolle Urnen geben, hätte ich gern mit einer Zeichnung bewiesen, wenn die Zeit nicht zu kurz gewesen wäre. Freylich ist der Welt mit solchen Urnen auf Grabmählern, so wie überhaupt mit solchen jugendlichen Köpfen auf Kirchhöfen wenig

gedient. — Geometrischen Lesern braucht man übrigens nicht zu sagen, daß nicht alle Gesichter zu solchen Urnen taugen, nämlich diejenigen nicht, bey denen ein Perpendikel aus irgend einem Punct des Umrisses auf die Achse, den Umriss noch einmahl oder zweymahl schneidet. Dahin gehören z. B. die Gesichter mit den überhängenden Habichtsnasen u. s. w., wovon man den Beweis leicht selbst finden wird.

9) Ein Wort über das Alter der Guillotine.

Der Lyoner Arzt Jean Baptiste Guillotin wird gewöhnlich, und wie ich glaube, mit Recht, für den Erfinder der berühmten Maschine gehalten, durch die er selbst am 14. März 1794, weil er eis-

ner verdächtigen Correspondenz mit Turin beschuldigt wurde, sein Leben endigen mußte. Des Mannes Absicht war gut, denn, wenn doch einmahl Köpfe abgeschlagen werden sollen, so ist nicht leicht eine vollkommnere Maschine zu dieser Absicht möglich, als die Guillotine. Sie wird indessen nunmehr das so unsichere Schwert oder das nicht viel zuverlässigere Beil bey uns nicht mehr verdrängen, seitdem die Hunnen des achtzehnten Jahrhunderts sie zu einer Absicht genützt haben, die mit ihrer eigentlichen ersten Bestimmung fast eben einen solchen Contrast macht, als Herrn Guillotins Vorname (Johannes der Täufer) mit Herrn Guillotins Erfindung selbst. Man hat darüber gespottet, daß ein Arzt eine Köpfsmaschine erfunden habe; gerade als wenn es so etwas Seltenes wäre, daß

Merzte Mittel erfänden, die Menschen geschwind aus der Welt zu schaffen. Es ist noch eine große Frage, durch welche Erfindung mehr Menschen gefallen sind: durch die Guillotine, oder durch die beliebten Pülverchen des Hrn. Doctor Milhaud.

Man hat bisher in verschiedenen Blättern Nachrichten über das Alter dieser Erfindung geliefert, wovon mir vermuthlich die wenigsten zu Gesicht gekommen sind, weil ich überhaupt nicht darnach gesucht, sondern mir nur angemerkt habe, was ich in Schriften fand, die ich ohnehin würde gelesen haben. So wird in dem European Magazine, January 1794 S. 7 die Erfindung auf das Jahr 1590 zurückgeführt; im Gentleman's Magazine, January 1794 S. 40 bis auf 1553. In den Hamburger Adress-Contor-Nachrichten 1794 No. 65 bis auf 1552. In allen diesen Nachrich-

ten wird sich auf Abbildungen bezogen.
Die älteste mir vorgekommene Nachricht
von einem Werkzeuge, das sich hierher=
ziehen läßt, befindet sich aber in einem
Werke, dessen man, wo ich nicht irre,
einmahl in der Senaischen Literatur=
zeitung zu gleichem Zweck gedacht hat, das
mir aber vor schon geraumer Zeit, von
unserm Herrn Bibliothekar Neuß aus
hiesiger Bibliothek mitgetheilt worden ist.
Ich setze den Titel her: *Catalogus San=
ctorum et gestorum eorum ex diversis
voluminibus collectus etc. a. Dom. Pe=
tro de Natalibus de Venetiis, Dei gratia
Episcopo Equilino. Impressum Lugduni
per Jacobum Saccon. Anno 1514.* In
diesem Werke, dessen nicht sehr elegante
Holzschnitte die Inspection aller derer ver=
dienen, die einmahl Willens sind neue
Marter=*Maschinen zu erdenken, befindet*

sich auch Fol. 16, 18, 85, 89 eine solche Maschine abgebildet. Nämlich ein schweres Beil, das, wie der Block einer Klamme, zwischen Rahmen aufgezogen, auf den Hals des Opfers herabfällt, und ihn, auf einen Klotz gelehnt, abhackt. Dieses Allein beweisen alle diese antiquarischen Untersuchungen. Aber das ist keine Guillotine. Alle diese Anstalten, so weit man sie aus den Abbildungen beurtheilen kann, sind so sehr von der Guillotine unterschieden, als das Hackemesser von dem Krauthobel. Das herabfallende schwere Beil hackt den Kopf ab, aber die Guillotine schneidet ihn ab. Das ist doch offenbar zweyerley, und, wo ich mich recht erinnere, hat auch Hr. Guillotin hierauf einen besondern Accent gelegt. Es ist ein sehr großer Unterschied zwischen abhacken und aba-

schneiden. Die Unterscheidung findet sich ja schon so gar in der Sprache, wenigstens in der unsrigen. Bey allen den alten Köpfsmaschinen, die man für Guillotinen ausgibt, fällt die Schneide des Messers oder Beils horizontal herab, faßt also alle Fibern des Halses nach der Breite auf Ein Mahl, und bleibt, nachdem der Kopf (wenn der Himmel will) ab ist, auf dem Kloße liegen. Auch ist von der ganzen Schneide des Beils, nur ein geringer Theil wirksam, nämlich gerade so viel davon, als die Breite des Halses beträgt. Bey der Guillotine hingegen ist die Schneide stark gegen den Horizont geneigt, das fallende Messer greift also nur anfangs wenige Fibern des Halses an, und bahnt sich so unvermerkt den Weg zu dem stärkern Theil. Daher auch der Hals bey der

Guillotine in einer Ausbuchtung, oder gar in einer Art von Halsband, das durch Breter formirt wird, liegen muß, um bey dem ersten Anfall nicht von der Seite auszuweichen, und das Messer bleibt nicht auf einem Block liegen, sondern geht an den Brettern ganz vorbei, über den abgeschnittenen Hals hinaus, wie der Hobel. Der wirkfame Theil der fallenden Schneide ist hier sehr viel größer, als bey dem hackenden Beil, und richtet sich nach dem Neigungswinkel der Schneide gegen den Horizont. Wird nun übrigens dafür gesorgt, daß die Zeit des Durchgangs des Messers durch den Hals nicht größer ist, als die zum Abhacken nöthige, so wird auch dieser kleine Zeitraum bey der Guillotine minde rempsfindlich seyn, als bey dem fallenden Beil. Die Sache ist einer mathematischen Darstellung

fähig, womit ich aber unsere Leser verschonen will. Ich habe gehört, daß das Messer der Guillotine einen Fall von 32 Fußsen haben soll. Das Gewicht desselben ist mir unbekannt. Das Beil klemmt zugleich indem es schneidet, so wie die Schere, und ist schmerzhaft, weil die Muskelfasern der senkrecht auf ihre Länge eindringenden Schneide den größtmöglichen Widerstand leisten, und ohne Klemmung des Ganzen nicht getrennt werden können. Der Leidende stirbt freylich in beyden Fällen (wenn die Maschine kräftig genug ist) in einem Augenblick; aber die Schmerzen dieses Augenblicks haben ihre Grade, wo nicht immer für den Leidenden selbst von Dauer, doch für die Zurückgebliebenen, die sich diesen Punct mit Recht, in seinem Nahmen, zu Minuten ausdehnen. Aber auch was der Leidende

in dem critischen Punct in welchem er leidet, von Zeit zu wenig für die Empfindung hat, das hat er sehr oft im Vorauswissen zu viel. Wer da weiß, daß er unter dem Weil sterben muß, in einem Augenblick, betrachtet diesen Augenblick durch ein Vergrößerungsmittel. Unter solchen Umständen, glaube ich, ist es Pflicht, selbst für die practische Mechanik, jene schwere Passage nach allen Kräften zu erleichtern.

Wenn ich anders recht gesehen habe, so verbindet schon das Schwert selbst, Weil und Guillotine. Die Spitze des Schwerts beschreibt bey dem Abhauen nicht durchaus einen Kreis, sondern der erste Einrieb ist ein Abhacken, und der zweyte Theil ein Schnitt, wobey das Schwert von dem Scharfrichter angezogen wird. Aus diesen wenigen Betrachtungen

mit Jedes eigner Erfahrung im Leben bey Verwundungen, zusammen gehalten, wird leicht erhellen: Daß die Guillotine mit langer Schneide, großem Gewicht, und hohem Falle, das sanfteste Mittel ist, den Kopf vom Rumpfe zu trennen; sie allein schneidet, im eigentlichen Verstande; das Beil hackt und klemmt; das Schwert hackt und schneidet, und klemmt also auch, weil es hackt; die Schere klemmt und schneidet; die Säge, das schmerzhafteste Werkzeug unter allen, zerreißt durch Dehnung und schneidet. Wenn also nichts Näheres über die falschen Messer der Alten bekannt wird, so ist und bleibt die Erfindung der Guillotine eine Erfindung des Herrn Jean Baptiste Guillotin zu Lyon. Denn wenn man einmahl in der Geschichte der Erfindungen nicht subtiler distinguiren

wollte, als hierbey bisher geschehen ist, so wäre offenbar der Erfinder der Holzart auch der vom Adlerlaß-Schnepper.

Zum Beschluß füge ich, gewisser Leser wegen, ein Paar Anmerkungen bey, aus welchen die übrigen machen können, was sie unmaßgeblich wollen.

In Herrn Hofrath Richter's chirurgischen Bibliothek finde ich im IXten Bande S. 178, die Nachricht, daß die vier Aerzte, denen der unglückliche König im Jahr 1782 die Untersuchung von Mesmer's Magnetismus übertrug, waren: Bortin, Sallin, d'Arcet und Guillotin. War dieses wohl der Erfinder der Maschine? Das wäre die erste Bemerkung. Die zweyte ist kürzer. Des unglücklichen und guten Königs Amme hieß Guillot. Die Sache ist, wenn man Zeitungen trauen darf, gewiß. Ich

habe es in mehreren bemerkt gefunden. Dessen ungeachtet könnte ein lügenhafter Franzos leicht das Ammen = Histsbröchen hingeworfen haben, ein Sinngedichtchen darauf zu pflanzen. Ich habe aber wenigstens das Pflänzchen nicht gesehen.

10) Neuer Gebrauch der Hunde.

Unter den vielen Gegenständen der Natur, die unsere Bewunderung verdienen, aber selten im Ernst damit beehrt werden, gehören die Hundsnasen gewiß nicht unter die letzten. Man findet die erstaunliche Unterscheidungskraft, die in der Nase dieses häuslichen Thieres liegt, nicht außerordentlich, weil sie etwas Alltägliches ist. Aber etwas Alltägliches in einem Sinne des Wortes, kann in einem andern etwas sehr Ungemeines seyn, und in diese

Classe gehört nahmentlich die Erscheinung, von der wir hier reden. Der Hund findet das Schnupstuch seines Herrn, das er in das Feld geworfen hat, wieder, nach einer Entfernung von Tausenden von Schritten und weiter. Er findet so gar unter einer Menge Geld die Münze aus, die sein Herr darunter gesteckt hat, und ihn selbst in dem Gedränge, wo sich die Gerüche von unzähligen Herrn, wovon jeder der seinige seyn könnte, wie Lichtstrahlen durchkreuzen. Daß ihn zwar hier das Gesicht zuweilen unterstützen mag, ist wahrscheinlich, aber was unterstützt ihn bey der Fährte des entfernten Wildes oder bey der tief verborgenen Trüffel? Die Frage ist also: hat man wohl von der Nase dieses nützlichen Thieres schon allen den Gebrauch gemacht, den man von ihr machen kann. Ich für mein

Theil glaube es gar nicht. Nur einige Beispiele. Es ist bekannt, daß die Merzte sich bey manchen Krankheiten im Anfange in großer Verlegenheit finden, wenn sie ausmachen sollen, welcher Natur sie sey, gallichter oder inflammatorischer, ob Brechmittel oder Aderlaß den Anfang machen müsse. Ich glaube, ein im Hospital gut abgerichteter Hund würde dies seß in einem Augenblick entscheiden. Er würde z. B. den Schwanz hängen lassen, und die rechte Vorderpfote aufheben, wenn die Krankheit gallicht, oder ihn ausstrecken und die Linke läften, wenn sie inflammatorisch wäre. Man lächelt vielleicht hierüber, zumahl, wenn man sich den Arzt denkt, wie er mit seiner Kuppel von Dachshunden, Pudeln, Spizen und Hühnerhunden begleitet, einmarschirt. Aber hier ist für-

wahr nichts zu lachen. Lächeln würde man mit Recht, wenn man die Reihe falscher, verführerischer Hypothesen sehen könnte, mit denen er nach dem Tode des Patienten ausmarschirt, und wie sie alle den Schwanz hängen lassen, und nun zu Hause privatim durchgeprügelt werden. — Werüber die jezige Welt lächelt, lächelt deswegen die Nachwelt noch nicht, und Kalender haben ein Recht auf die Nachwelt. Und nun gar die Chemie mit ihren reagentibus! Man hat eine bekannte, alte, lustige Bemerkung: Das, was in der Apotheke, wenn man hineinkomme, zuerst rieche, sey die Nase. Hier ist also der Hund recht zu Hause. Mich dünkt, es müßten sich Hunde für das Oxygen, das Hydrogen, das Phlogiston und den Kohlenstoff abrichten lassen, so gut als für die Trüffel. — Wozu

nun alles das? Antwort: dafür: In unserer Stadt genießen die Hunde eines nicht gemeinen Schutzes; sie heulen und bellen auf den Straßen die ganze Nacht. Ich table dieses keinesweges, eben weil ich es für nichts weiter ansehe, als für dringende Bitte um Brot und Beförderung bey unläugbarem Verdienst, und folglich für ein Geröse, das sich auf Recht gründet, und so hat es durch eine Vorstellung gedämpft, nicht Widriges für mich. So und in solchen Fällen ist es verstatet, sich selbst zu helfen, wenn sonst niemand helfen kann oder will.

11) Wie die Schinesen ihr großes
Papier verfertigen.

Wer das Papier der Schinesen bloß aus ihren Büchern kennt, kann sich kaum einen Begriff von der Schönheit desseligen machen, das sie zu ihren großen Zeichnungen verfertigen. Es kommt an Weiße, Stärke und Dicke dem besten Französischen gleich. Was es aber ganz vor allen Europäischen Papieren auszeichnet, ist, daß sie Bogen von acht bis neun Fuß in der Länge und von verhältnißmäßiger Breite ganz aus einem Stücke zu machen verstehen. Was den letzten Umstand, nämlich die Größe der Bogen betrifft, so hat uns Franklin gelehrt, wie sie dabey zu Werke gehen. In der Mitte zwischen zwey Wannen, eigentlich aus Backsteinen mit einem Cement ver-

strichenen wasserdichten Trögen, die etwas größer sind als der Bogen Papier werden soll, steht ein niedriger Ofen, eben so lang als die Tröge, aber breiter, mit einem etwas niedrigen Dache. Die beyden Ebenen, die das Dach des Ofens formiren, sind gegen die Tröge zu geneigt, und jede dieser Ebenen ist ungefähr der Größe des zu verfertigenden Papiers gleich. Hieraus, und aus der Neigung der Ebenen, die nur gering zu seyn braucht, ergibt sich die Breite des Ofens. Diese Abdachungen des Ofens verfertigen sie aus einer Art von Stucko, das eine gute Politur annimmt. In den Trögen befindet sich die Papiermasse zum Ausschöpfen bereit. Das Sieb, womit der Bogen geschöpft wird, erhält seine Steifigkeit gerade so, wie unsere gewöhnlichen Siebe, durch einen dünnen und hohen, und daher

zugleich starken und doch leichten Rand. Dieses Schöpf-Sieb ist, um die Arbeit noch mehr zu erleichtern, an beyden schmalen Enden durch Gewichte balancirt, die an Schnüren hängen, welche man über Rollen an der Decke des Zimmers fährt, so daß also die beyden Arbeiter, die das Schöpfen verrichten, von dem Gewichte des Siebes fast nichts zu tragen haben, und folglich zu den übrigen dabey nothigen Operationen die freye Kraft ihrer Arme gebrauchen können. Ist nun der Bogen geschöpft, wobey, wie es sich wohl von selbst versteht, der Rand des Siebes nach unten gelehrt seyn muß, so wird er, nachdem das Wasser abgelassen ist, auf die zunächst befindliche gehörig erwärmte Abdachung des Ofens angedrückt. Hier erhält er sehr bald Trockenheit genug, daß ihn ein Knabe davon durch Aufrollen

abnehmen kann. Eben dieses geschieht durch zwey andere Arbeiter und einen andern Knaben an der andern Seite des Ofens. Um dem Papier den nöthigen Fein zu geben, vermischen sie bloß ein Decoct von Reis mit der Masse desselben.

12) Ueber Bücher-Formate.

Da hier von Papier-Form die Rede war, so stehen wohl einige Bemerkungen über unsere Bücher-Formate hindendrein nicht ganz am unrechten Orte. Sollte dieser kleine Artikel manchen Leserinnen etwas zu mathematisch scheinen, so müssen wir ihnen zu bedenken geben, daß dieses Verfahren ganz *à l'Angloise* ist, eine Mode, die sie sonst so sehr schätzen. Man hat bekanntlich in England ein *Gentleman's Magazine* und ein *Lady's*

Magazine *), also eins für den Mann von Stand und eins für die Dame. Der Inhalt dieser beyden Monathschriften steht nicht selten in einer Verhältniß, die gerade die umgekehrte von derjenigen ist, in welcher, nach der irrigen Meinung einiger Herrn, die Fähigkeiten von Herrn und Damen stehen sollen. Um das erstere lesen zu können, ist bloß nöthig, daß man wacht und die Augen des Leibes aufthut; die Abbildungen von alten Kldstern und halb verwesten Grabsteinen fallen alsdann von selbst hinein. Hingegen ist es mit den Wurzelzeichen und geometrischen Figuren des andern nicht also, da muß noch mehr aufgethan werden — die Augen des Geistes. Eine so große Anstalt ist nun bey unserer Betrachtung nicht nöthig, sie wäre, ein kleines Wur-

*) Bey Wilcke, auf St. Pauls Kirchhof.

zelzeichen abgerechnet, fast ganz für das *Gentleman's Magazine*. — Die Papier-Sorten, worauf unsere Bücher gedruckt werden, haben die Form von Rechtecken, in welchen die Verhältnisse der Seiten sehr variiren, einige nähern sich der Gleichheit sehr, indessen ist mir wenigstens noch kein Druck- oder Schreibpapier vorgekommen, das ganz gleichseitig gewesen wäre. In hiesiger Gegend wird aber schon ein Conceptpapier verfertigt, worin die beyden Seiten des ganzen Bogens sich verhalten wie 6:7, dieses giebt ein langes, unangenehmes Folio von einer Seitenverhältniß von 7:12, worauf denn das Quarto wiederum 6:7 und Octavo wieder 7:12 bestimmt, vorausgesetzt, daß, bey jedem Bruch des Bogens, allemahl die größere Seite gebrochen wird, welches auch gemeiniglich geschieht. Nennen wir

also bey unserm Papier die beyden Seiten a und b , wo wir b größer setzen wollen als a , so sind die Verhältnisse der Seiten in den gewöhnlichen Formaten diese:

Patent = Form.	$a : b = a : b$
Folio	$\frac{1}{2}b : a = b : 2a$
Quart	$\frac{1}{2}a : \frac{1}{2}b = a : b$
Octav	$\frac{1}{4}b : \frac{1}{2}a = b : 2a$
Sedez	$\frac{1}{4}a : \frac{1}{4}b = a : b$

Aus dem Anblick der letzten Columne erhellet, daß sich die Formate immer abwechselnd ähnlich werden, und daß das verächtliche Sedez mit dem majestätischen Patent einerley Verhältnisse bekömmt. Bricht man immer bloß die kürzere Seite, so erhält man zuerst ein langes Folio, und dann ein verhältnißmäßig noch längeres Quarto u. s. w. Die Stammtafel dieser Formate ist: $\frac{1}{2}a : b$; $\frac{1}{4}a : b$; $\frac{1}{8}a : b$ &c. Hiervon sind die ersten noch zu gebrauchen,

und kommen in Rechnungsbüchern, Musterkarten, allerley Arten von Listen, als Demokraten = Listen u. s. w. hier und da vor. Sehr weit geht es indessen mit dieser Reihe nicht, für Bücher wenigstens; sie verlieren sich bald in Schuster = und Schneider = Maße und Unterlagen für die Pastetenbäcker. Ein Schicksal, das freylich auch manchen andern Büchern droht, aber nicht des Formats wegen. Bricht man abwechselnd erst nach der langen Seite, und dann nach der kurzen, so steht das Geschlecht so aus $\frac{1}{2}b : a$; $\frac{1}{4}b : a$; $\frac{3}{4}b : \frac{1}{2}a$; $\frac{1}{8}b : \frac{1}{2}a$. . . c. In dieser Reihe kommen einige nicht unangenehme längliche Formate im Kleinen vor, die man hier und da zu Spruchbüchern, Beichtbüchern, manchen Tabellen, und überhaupt solchen Hülfsbücheln zu nutzen pflegt, die man wie

Derzerollen bey sich trägt. — Hier ent-
steht nun die Frage: 1) könnte man nicht
dem Papier eine solche Form geben, daß
alle Formate einander ähnlich würden?
und 2) wäre ein solches Format bequem
und schön? Die erste Frage wird jeder
Anfänger in der Algebra beantworten
können. Wir wollen die Auflösung her-
setzen. Weil hier immer eine Seite des
Bogens so groß angenommen werden kann,
als man will, so wollen wir die kleinere
wiederum a , die größere aber, die ge-
sucht wird, ∞ nennen, so wäre also bey
diesem Papier,

die Patentform $a : \infty$ und folglich,
 ∞ gebrochen, gäbe für das

Folio $\dots \frac{1}{2} \infty : a = x : 2a$, wie
oben. Weil nun aber diese Formate ein-
ander ähnlich seyn sollen, so ist $a : x =$
 $x : 2a$; also $\infty^2 = 2a^2$ und $x = a\sqrt{2}$.

So wäre also diese Verhältniß der Seiten bey der

$$\text{Patentform} = a : a\sqrt{2} = 1 : \sqrt{2}$$

$$\text{bey Folio} = \frac{\sqrt{2}}{2} : 1 = 1 : \sqrt{2}$$

u. s. w. ins Unendliche. Da nun bekanntlich die Verhältniß von $1 : \sqrt{2}$ die Verhältniß der Seite des Quadrats zu dessen Diagonale ist: so kann sich jedermann sogleich ein Blatt von dieser Form schneiden. Vielleicht ergeht es ihm alsdann wie mir vor mehreren Jahren, da ich unvermuthet gewahr ward, daß der Wogen Papier, den ich für das Beyspiel zuschneiden wollte, schon die Form hatte, die ich ihm zu geben willens war. Unser gewöhnliches Schreibpapier in klein Folio hat nämlich hier zu Lande wirklich diese Form schon, und es war mir angenehm, zu finden, daß irgend jemand schon bey

der ersten Bildung des Papiers, so gar die Figur desselben eines Gedankens gewürdigt hatte, also einer Ehre, die ihm nachher im Dienste selbst, bald bey dem Schreiben, bald bey dem Lesen nicht selten versagt wird. Wer dieses Papier kennt, oder sich die Mühe nehmen will, ein solches Blatt zu schneiden, wird finden, daß es ein sehr gefälliges und bequemes Format ist. So viel zur Beantwortung der beyden Fragen, und nur zum Beschluß noch ein Paar Bemerkungen. Das Beschneiden des Papiers bey dem Binden der Bücher setzt freylich der genauen Anwendung dieser Theorie große Schwierigkeiten entgegen. Denn man sieht leicht, daß, wenn die Verhältniß der Seiten nun auch bey dem beschnittenen Buche noch Statt finden soll, worauf es hier hauptsächlich ankommt, die beyden

Dimensionen der Blätter bey dem Beschneiden auch in eben dem Verhältniß vermindert werden müßten, in der sie selbst stehen. Indessen trifft hier der Umstand ein, daß sie nach der kleineren Dimension nur eine, hingegen nach der längeren zwey Verkürzungen erleiden, die einander nicht ganz gleich sind. Dieses, und daß das Auge geringe Abweichungen von der Regel nicht bemerken kann, trägt zusammen dazu bey, daß, wie wir aus der Erfahrung wissen, das Gefällige dieser Verhältniß durch diese Buchbinder-Operation nicht verloren geht, und alle Formate sich sehr ähnlich sehen. Wenigstens wird dadurch dem unangenehmen Sprung von einem langen Format zu einem fast quadratförmigen, wie dieses der Fall bey manchem Folio und Quart ist, sehr gut vorgebeugt. Auch würde

man bey etwas größerm Papier nicht nöthig haben, zwischen Octav und Sedez noch eine halbe Staffel, ein Duodez, einzuschalten, so wenig als man, um längliche Formate zu gewinnen, jetzt zwischen Folio und Quart noch eine Terz einschaltet. Denn das Sedez, das sich bey dem gewöhnlichen Papier dem Quadrat sehr nähert, welches die unangenehmste Figur ist, die ein kleines Format haben kann, würde nun in *linea recta descendente*, die angenehme Bildung seiner Vorgänger erben.

13) Zero.

Ich bin zuweilen gefragt worden, wo das Französische Wort *Zero*, das eine Null bedeutet, herkomme? Unstreitig ist es einerley mit *cyphra* und *cypher*,

die im Lateinischen und Englischen noch jetzt Nullen bedeuten, und die man am besten von dem Hebräischen *saphar*, zählen, und *sephar*, Zählung, herleitet. Menage (Les origines de la langue françoise, art *chifre* sagt: Les Espagnols ont premièrement emprunté ce mot des Arabes. Das wäre *Zefro*. Wer nun überdieß weiß, wie oft die Spanier das f mit h vertauschen, wird *Zehro* und *Zero* nicht unnatürlich finden.

14) Vom bibliopolischen Jahre.

Dieses wichtige, aber wenig bemerkte, Jahr fängt sich gewöhnlich sechs, bisweilen acht Wochen vor dem so genannten Kirchenjahre an, und ein ganzes Viertel vor unserer gewöhnlichen Zeitrechnung. Bücher im Augustmonath 1795

gedruckt, erhalten die Jahrzahl 1796, als wären es Kalender. Sie sollen nämlich auf der Ostermesse des künftigen Jahres noch immer als frische — Haringe erscheinen. Die Absicht ist gut, und kein Mann von Gefühl wird etwas darwider haben, wenn auch nur das kümmerliche Schmetterlingsleben eines einzigen armen Buchs dadurch nur ein Paar Monate hingehalten wird. Sterben müssen doch alle! Allein, wie alle wohlthätige Anstalten, hat auch diese ihre großen Nachtheile, zumahl hier, wo die Herrn Directoren nicht immer Einsicht genug besitzen, zu beurtheilen, ob nicht ihre wohlgemeinte Vorsicht dem Liebling am Ende schade. Ich erinnere mich sehr wohl einer gewissen Schrift, worin von Witterungsprophezeihungen die Rede war. Der Verfasser hatte darin, vielleicht bloß durch einen

glücklichen Griff, wirklich einen kalten Winter ein Vierteljahr voraus gesagt. Das Buch erschien um Michaelis mit der Fahrzahl des folgenden Jahres auf dem Titel. Hierdurch riskirte der Verfasser ganz um die Ehre selbst des glücklichen Griffs zu kommen, wenn der zweyte Winter warm gewesen wäre. Indessen übersehen ist ihm sein Verdienst nicht worden. Der Göttingische Recensent hat den Umstand bemerkt, und nachdem die Prophezeiung eingetroffen war, dem Verfasser die so verdienten Honneurs gemacht. — Dieses erinnert uns im Vorbeygehen an eine Vorsicht, die denen sehr zu empfehlen ist, die die Englische Geschichte des vierten Decenniums dieses Jahrhunderts aus gedruckten Urkunden bearbeiten wollen, da herrscht oft ein wahres Babel in den Zeitangaben. Folgendes

Beispiel wird die Sache erläutern. Im Februar 1735, nach unserer Art zu zählen, kamen in London an demselben Tage Zeitungen heraus, die das Jahr 1734 hatten, obgleich denselben Monath, weil sie nämlich ihr neues Jahr, der alten Gewohnheit nach, erst mit Lady-Day (25. März) des unsrigen anfangen, und dieses erzeugte folgende allerdings merkwürdige Verwirrung: In derselben Woche erschien in London die Rede des Königs mit dem Datum 1732 — 3; die Adresse des Oberhauses wegen dieser Rede, mit 1732, und die der Gemeinen mit 1733.

15) Trost bey trauriger politischer
Aussicht.

Diesen Trost habe ich in einem Buche gefunden, das wenig gelesen wird, was von ich aber jetzt, nachdem ich es ausgefunden habe, Woche für Woche einige Blätter lese — und dieses ist: der Band politischer Zeitungen vom vorigen Jahre. Man muß den Versuch selbst machen, um sich zu überzeugen, was das für eine Unterhaltung ist. Natürlich liest man allemahl nur die Blätter daraus, die praeter propter daselbe Datum mit dem heutigen Tage führen. Betrachtungen in hundertfacher Form strömen einem alsdann so zu, daß man sich ihrer kaum erwehren kann. Bald ruht man nachdenkend aus, bald lächelt man und bald lacht man, und wie unschuldig

ist nicht diese Beschäftigung? Freylich leiden die heutigen Zeitungen ein wenig, wenn man sie neben jenen liest. Es ist kaum möglich, nicht an das hodie mihi cras tibi zu gedenken: Heute an mir, morgen an dir; was ich war, bist du jetzt, und wirst dereinst seyn, was ich bin.

16) Etwas Stoff zu Montags=Umdachten.

1) Alle einander gleich zu seyn, erwarten wir erst im Himmel gewiß. Es ist viel darüber gestritten worden, ob sich dieser Zustand früher erwarten ließe oder nicht. Allein die streitenden Parteyen, wenigstens die besten unter ihnen, sind nicht so verschieden als man glaubt. Die Gleichheit der einen möchte wohl nichts anders seyn als

die Ungleichheit der andern. Die Gleichheit, die der Mensch hier verlangen kann, ist sicherlich: der erträglichste Grad der Ungleichheit. Schade, daß dieses Gleichgewicht sich nur durch Druck und Gegendruck erhalten läßt, und daß sich die zuletzt anordnende Parthey immer, zur Sicherheit für die Zukunft einen kleinen Ausschlag vorbehält, und vorbehalten wird.

2) Das Gesetz ehrt und fürchtet man, aber lieben im eigentlichen Verstande kann man es nicht. Was für ein großer Gedanke daher, ihm einen Repräsentanten zu geben, den man nicht bloß ehren und fürchten, sondern auch lieben kann, einen guten Regenten. Die Welt würde sich dem Himmel nähern, wenn dieses von beyden Seiten anerkannt würde. Ohne etwas

Anthropomorphismus läßt sich selbst Gott bloß fürchten und ehren, aber nicht lieben. Der Grund hiervon liegt sehr tief in unsrer Natur, aber sicher und unabänderlich. Verehrung von Tyrannen und Anbethung der Heiligen sind bloße Abartungen des Triebes, zeugen aber immer von der Realität der Art. Hierbey werden wir wohl ruhen müssen. Noch hat keine Götter-Demokratie eine Welt erschaffen und erhalten, oder sie alle waren Eins, und was heißt das?

- 3) Lord Shaftesbury sprach einmahl mit einem Freunde über Religion. In derselben Stube befand sich ein Frauenzimmer, die sich, um die Unterredung nicht zu stören, mit ihrer Arbeit in einen entfernten Winkel gesetzt hatte. Shaftesbury sagte: Verschiedenheit

der Meinungen in Religionsfachen, fänden sich nur unter Menschen von mittelmäßigen Fähigkeiten und Kenntnissen; Leute von Geist hätten durchaus nur Eine Religion. Und was ist das für eine, My Lord, fragte das Frauenzimmer, begierig auffahrend. Das sagen Leute von Geist nicht, war die Antwort.

- 4) Furcht, sagt Lucrez, hat die Götter geschaffen, aber wer schuf diese allmächtige Furcht?

If fear Gods, who made almighty fear?

- 5) "Sie wollen keinen Herrn; Selbst Herrn seyn wollen Sie."

Bishops they would not have, but they would be.

- 6) Da die Handlungen eines jeden Menschen sich nothwendig ungleich seyn

v.

LI

müssen: so frage dich: welches ist die schlechteste, die du in deinem Leben begangen hast. Die Antwort pflegt guten Menschen bald einzufallen. Diese Frage kann auch am Sonntage gethan werden, und desto sicherer ohne Schaden, da die Antwort außer uns selbst, nur noch von einem Einzigem gehört wird.

- 7) Du bringst auf Pressfreyheit. Recht gut. Nur frage ich dich: würdest du sie auch alsdann verstaten, wenn dein von dir gekränktes, hilfloses Weib, dein von dir tyrannisirtes Gesinde, dein hingehaltener Gläubiger, und vor allen Dingen der Mann anfangen wollte, von dir drucken zu lassen, der durch seine höhere Einsicht dich mit deinem ganzen Compilator-Ruhm, durch einen

Federstrich vielleicht, in Staub verwandeln könnte?

- 8) Die große und untrügliche Kunst, sich in Gesellschaft allgemein lieben, ja selbst verehren zu machen, ist sicherlich nicht die, eignen Witz, Verstand und Kenntnisse an den Tag zu legen, sondern: ohne Zubringlichkeit und als brächte es die Natur der Unterredung so mit sich, jedem der Gegenwärtigen, wo möglich, Gelegenheit zu geben, zu zeigen, daß Er Witz oder Verstand oder Kenntnisse besitze. Jedem nach seiner Art. Wenn doch dieses beherzigt würde, was würde nicht aus den Gesellschaften werden? Diese große, aber freylich etwas seltene Gabe, die immer in dem Subjecte, Menschenliebe und Weltkenntniß, und überdieß bescheidenes Gefühl von eigenem aner-

kannten Werth voraussetzt, wird nicht leicht jemand in einem höhern Grade besitzen können, als sie unser unsterblicher Mörder besessen hat. Wahrlich, sagte einmahl ein Mann von Geist zu uns, wenn man mit Mördern oft in Gesellschaft kommt, so fängt man an zu glauben, man wisse etwas und sey etwas.

17) Kohlenruben unter der See, und
Etwas von negativen Brücken.

Daß es in Schottland Steinkohlenruben gibt, die sich weit unter der See weg erstrecken, ist eine bekannte Sache. Ich bringe dieses auch nicht seiner Sonderbarkeit oder gar Neuheit, sondern einer artig ausgedrückten Betrachtung wegen hierher, die Faujas St. Fond in sein

ner Reise durch England und Schottland dabey anstellt, und hoffentlich vielen unserer Leserinnen und Leser nicht unwillkommen seyn wird. Sie steht im ersten Theile S. 155. 156. der Wiedemannischen Uebersetzung dieses Werks: "Wir kamen, heißt es, nach Alva, Clackmannan und Kulroß, wo ein starker Bau auf sehr schönen Kohlengruben getrieben wird. — Sehr merkwürdig ist es, daß diese so reichen Steinkohlenlager sich auf eine ziemlich beträchtliche Strecke unter das Vette des Meeres fortsetzen, und daß die Arbeiter in diesen Gruben, wo sie gegen einiges Durchsintern durch Dampfmaschinen gesichert sind, welche das Wasser aus den Schächten heben, mit Sicherheit fortarbeiten, ohne sich über die ungeheuren Wassermassen, welche über ihren Köpfen schweben, zu beunruhigen.

Während also diese unermüdeten, kühnen Gruben-Arbeiter, schwach beleuchtet von dem traurigen Schimmer ihres Lämpchens, diese tiefen Höhlen von den Schlägen ihrer Hacken wiederhallen machen, gehen Schiffe, von günstigen Winden getrieben, mit vollen Segeln über ihren Köpfen hin, und die Matrosen drücken, über das heitere Wetter erfreut, ihre Zufriedenheit durch frohe Lieder aus; zu einer andern Zeit aber zieht ein Wetter auf, der Horizont steht in Flammen, der Donner brüllt, das Meer tobt wüthig, alles ist in Bestürzung, die ganze Mannschaft zittert; dann singen die Gruben-Arbeiter, unbewußt dessen, was zu dieser Zeit vorgeht, froh und zufrieden im Chore mit Freuden ihre Lust und ihre Liebe, während das Schiff über ihren Köpfen zu Trümmern geht und versinkt: Leider das

zu treffende Bild des täglichen Wechsels im menschlichen Leben!" So weit Faujas St. Fond. — Was würde, kann man wohl hier fragen, Horaz gesagt haben, wenn man ihm, als er sein berühmtes: *Illi robur et aes triplex etc.* niederschrieb, von Menschen geredet hätte, die es dereinst mit glücklichem Erfolg wagen würden, hoch über seinem zerbrechlichen Schiff und den Bogen seines töckischen Meeres dahin zu schweben; sich auf dem Boden eben dieses Meeres Stunden lang aufzuhalten, und mit dem zerbrechlichen Schiffchen ruhig herauf zu correspondiren *), und endlich andern, die von oben herab gezählt, sogar in einer vierten Etage unter allen diesen, nach Steinkohlen wühlen würden? Mit seinem *Nil admirari*, mit dem einem zuweisen

*) Dieses hat der große Hallen gethan.

bey solchen Gelegenheiten begegnet wird, hätte der große Mann gewiß nicht geantwortet, denn er verstand seinen Horaz besser, als manche Neuere den so genannten ihrigen; er bewundert ja den ersten Schiffer selbst. Vielleicht hätte er gesagt: es ist Nichts unmöglich, so wie der Schwager, der meinen Freund nach dem Blocksberge fuhr, und da hätte er Recht gehabt, wie bey seinem *Nil admirari*; nur muß dort erklärt werden, was für ein Unmögliches verstanden wird, so wie hier was für ein Bewundern. Da es sich denn finden wird, daß, so wie der letzte Satz eine der größten moralischen Wahrheiten, so der erste eine der größten Aufmunterungen für den menschlichen Geist zu Muth und Thätigkeit enthält. Nun das Fernere von negativen Brücken.

Wenn man sich den Durchschnitt eines Strombettes als einen Zirkel-Abschnitt gedenkt, dessen Chorde die Wasserlinie vorstellte, so heißt hier eine positive Brücke ein zusammenhängender Weg von einem Ende an das andere, oberhalb dieser Linie, trockenen Fußes zu gelangen; eine negative hingegen eben ein solcher Weg, auf welchem aber dieser Zweck unterhalb dieser Linie erreicht würde. Hier gibt es aber, wie bey den chemischen Aufösungen, zwey Fälle, einen nassen und einen trockenen Weg. Von dem letzten ist hier nur allein die Rede. Eine negative Brücke wäre also ein Weg, der unter dem Strombette weg, von einem Ufer nach dem andern ginge, so wie die schottischen Kohlengruben und Stollen unter der See. Ein solcher Gang könnte

v.

M m

gewölbt und mit Laternen erleuchtet werden. So lächerlich dieser Gedanke, flüchtig angesehen, scheint, so wäre doch wohl ein Fall denkbar, wo die negative Brücke weniger kostete, als die positive. Denn die positiven müssen 1) des Tageslichts wegen und wegen ihrer Ansichten aus der Nähe und Ferne, oft vielen unnützen architectonischen Staat machen, den die negativen süglich sparen können; 2) hindern erstere die freye Fahrt beemasteter Fahrzeuge, und solcher, die von Menschen oder Pferden gezogen werden müssen, sehr; 3) der Eisgang macht öftere, kostbare Reparaturen bey ihnen nöthig; 4) beengen sie ferner den Strom, welches, bey starkem Zufluß des Wassers, den Benachbarten sehr gefährlich werden kann. Alles dieses fällt bey letztern weg.

Hierzu kömmt noch, daß gerade an solchen Stellen, wo das höchste Interesse der einander gegenüber Wohnenden eine positive Brücke nöthig machte, das Interesse anderer, zumahl der Schiffer, solches verbietet, und Gerechtfame Statt haben, die nicht verletzt werden dürfen. Ein solcher Fall mag wohl Ursache seyn, daß man, wie ich höre, aber bis jetzt noch nicht verbürgen kann, willens ist, ein Paar Graffschaften in England auf diesem trockenen Wege unter der Themse weg, mit einander zu verbinden. Wer die Werke Brindley's und des Herzogs von Bridgewater und englische Industrie kennt, wird an der Ausführung nicht zweifeln; es ist bey diesem Volk hierzu nichts weiter nöthig, als die Ueberzeugung, daß es nöthig ist,

und höchstens die Freude, einem auf den Buchstaben seiner Rechte sich stützenden, hartnäckigen Opponenten einen unermutheten Streich über oder unter diesem Buchstaben weg zu spielen, und also auch von der Seite zu triumphiren.

18) Jüdische Industrie neben holländischer Frugalität.

Stedman erzählt in seinem bekanntesten Buche *) allerley Wunder, die er in Surinam angetroffen hat, von großen halbschwarzen idealischen Schönheiten, großen Schlangen, neuen Affen, neuen giftigen Insecten, alten Christen, die ihre

*) Narrative of a five years expedition against the Negroes of Surinam. II voll. 4to. London 1796. Mit 80 Kupfertafeln. (Deutsch übersetzt im Auszuge. Hamb. 1797. 8.)

Knechte leichter Vergehungen wegen zu Tode peitschen lassen; einer holländischen christlichen Schönen, die das Kind ihrer Sclavinn, weil dessen Schreyen ihren zarten Ohren lästig fiel, ins Wasser werfen ließ, und dergleichen mehr. Unter allen aber hat mir am besten gefallen, was er im zweyten Bande S. 198 erzählt, nämlich, daß er zu Paramaibo bey einem gewissen Herrn Reynsdorp, einem Pflanze, einen Juden angetroffen habe, der dessen Kinder in der christlichen Religion unterrichtete, also im eigentlichen Verstande einen Christlichen Religions-Sprachmeister von angeborner jüdischer Religion. Ist das nicht herrlich? Es geht doch nichts über die Juden. Man will es nur nicht immer recht erkennen. Man erlaube uns hier:

ken nur die einzige Frage: würde wohl Herr Reynsdorp, wenn er ein Liebhaber von Mettwürsten gewesen wäre, die Verfertigung derselben in seinem Hause einem Juden anvertrauet haben, gesetzt auch, der Jude habe sich, nach einem gegebenen Recept, damit befangen wollen? — Allein hier erfordert es denn doch Humanität so wohl als Wahrheitsliebe zu Herrn Reynsdorps, und folglich seines Juden, Ehre, anzuzeigen, daß Herr Stedman an einem andern Orte von Herrn Reynsdorp sagt: „auf seinen Kaffeepflanzungen herrsche Friede, Milde und wahrhaft menschliches Verfahren gegen die Sklaven, keine Klagen, keine Banden u. s. w., und ein Mann von solchen Gefinnungen übergibt seine Kinder einem Juden zum Unterricht in der christlichen Reli-

gion? Hier scheint etwas zu fehlen, welches auszumitteln Herr Stedman, ein sonst braver Soldat, nicht Philosoph genug war. Ich habe in der Ueberschrift dieses Verfahrens Herrn Reynolds's Frugalität zugeschrieben. Ich brauche wohl nicht zu erinnern, daß Geitz von Frugalität unterschieden ist, wie Hungerleiden von weiser Diät. Wie wenn der Holländer bey seinem Erziehungs-Plan nicht so wohl Geld- als Geistes-Ausgaben zu ersparen gesucht, und etwa seinen Juden genauer gekannt hätte, als sich aus dem bloßen Wort schließen läßt. Getauft war er nicht, sonst wäre wohl die ganze Geschichte keiner Aufzeichnung werth gewesen, aber er war ein portugiesischer Jude, das ändert die Sache schon etwas. Wäre der Herr ein berlin-

nischer aus Mendelsohn's Schule
gewesen, so getraue ich mir nicht allein
Hrn. Reynoldsdorp's Charakter, son-
dern die ganze peitschen- und banden-
freye Haushaltung auf dessen Plantagen
daraus zu entziffern, auch wohl über
die Bedeutung der Worte Christ und
Jude in dieser Stelle einige Auskunft
zu geben.



